

Das Gewissen und die Gräber von Ladelund

chrismon plus baden
03/2010



© Fotos: Isadora Tast.

Damals, im Winter 1944/45: Dreihundert Gefangene kamen bei Schanzarbeiten in der Kälte um. Der damalige Pfarrer von Ladelund, ein überzeugter Nationalsozialist, beerdigte jeden von ihnen auf seinem Friedhof

Besuch bei Harald Richter, hoch im Norden Schleswig-Holsteins. Ein alter Herr von 83 Jahren. In seiner Jugend ging er begeistert auf ein nationalsozialistisches Internat. Dann musste er als Soldat nach Polen. Heute betreut er eine KZ-Gedenkstätte - die einzige kirchliche überhaupt

Text: Frank Keil

Hinter den Seniorenbungalows steht des Pastors Haus. Ein Backsteinhaus, kleinere Fenster, der Eingang gut geschützt durch eine Hecke. "Haben Sie's gut gefunden?", fragt Harald Richter, holt seinen Gast ins Warme, nimmt ihm die Jacke ab, bittet in sein Arbeitszimmer. Er setzt sich in den Lehnstuhl, an der Wand über ihm Fotos, Urkunden, Scherenschnitte - sein Vater, dessen Vater mit Familie und die Familie noch davor, alles Pastoren, einst im Schlesischen beheimatet. Harald Richter selbst ist 83 Jahre alt. Und er hebt an zu sprechen, holt aus und erzählt, wie es ihn in dieses Dorf fünf Kilometer südlich der dänischen Grenze verschlagen hat, wie er im Sommer 1957 in Ladelund ankam, nahe dem Städtchen Niebüll, das alle vom Durchfahren kennen, die schon mal auf Amrum, Föhr oder Sylt waren. Kahl ist es hier und kalt, weht doch beständig ein harter Wind von Westen her, der die wenigen Bäume krumm biegt. "Ich wusste damals nicht, dass es hier ein Außenlager des KZs Neuengamme gegeben hat", sagt Richter. "Ich wusste überhaupt nichts über diese ganze Geschichte." Und er zeigt vage nach draußen, in die Richtung, wo die Kirche ist. Der Friedhof, auf dem die Gräber sind für 300 Männer, die hier im Winter 1944 in nur sechseinhalb Wochen ums Leben kamen.



Im November waren sie hier angekommen. 2000 Männer per Viehwaggons aus dem Konzentrationslager Neuengamme bei Hamburg, einen Panzergraben sollten sie schaufeln, einmal quer durch Schleswig Holstein, den Feind aufhalten, unter unmenschlichen Bedingungen. Viele der Verschleppten und die größte Gruppe unter den Opfern waren Holländer aus der Kleinstadt Putten, die niedergebrannt worden war und deren Männer man deportiert hatte, eine Vergeltungsmaßnahme für ein Attentat auf deutsche Offiziere - befohlen vom Wehrmachtsbefehlshaber in den Niederlanden Friedrich Christiansen, einem Nordfriesen, drüben von Föhr. Hier starben die Holländer. Der damalige Ladelunder Pastor Johannes Meyer beerdigte sie, ein überzeugter Nationalsozialist schon vor 1933. Aber Tote namenlos zu begraben, das kam für ihn nicht infrage. Er gab ihnen Gräber auf seinem Friedhof, führte ein Totenbuch - und wandte sich nach dem Krieg an die Angehörigen, lud sie ein, zu kommen. Sie kamen tatsächlich, nicht gleich, sondern nach und nach. Anfangs übernachteten sie drüben in Dänemark, in Deutschland morgens aufzuwachen, konnten sie sich nicht vorstellen.



Mörderische Arbeitseinsätze hatten die Männer in Ladelund zu bewältigen. Dieses Lager war ein Außenkommando des Konzentrationslagers Neuengamme bei Hamburg

Harald Richter löste Pastor Meyer ab, setzte seine Arbeit fort, intensivierte den Austausch mit der Puttener Gemeinde, baute am Rande des Friedhofes eine Gedenkstätte auf: Anfangs steht da nur ein Kreuz mit einer Gedenktafel, dazu eine Box mit der Liste aller Verstorbenen, aufgeteilt nach Nationalitäten; später kommt ein festes Haus dazu, mit Ausstellungsfläche, Bibliothek und Tagungsraum. Es war eine der ersten Gedenkstätten in Deutschland, es ist bis heute die einzige in kirchlicher Trägerschaft. Zwischen den Gemeinden Ladelund und Putten ist längst eine enge Freundschaft erwachsen. Ein neuer Pastor setzt nun Richters Arbeit fort, Versöhnungsarbeit in der dritten Pastorengeneration. Richter erzählt noch von den 50er und 60er Jahren, als aus ihm, dem anfangs allein wissbegierigen, aber ahnungslosen Studenten ein engagierter Anhänger der Friedensbewegung wurde, der gegen die Wiederbewaffnung demonstrierte, gegen den Atomtod, gegen die Aufrüstung; der Martin Niemöller kennenlernte, dann Gustav Heinemann und Johannes Rau, die späteren Bundesprä-sidenten. Und der schließlich, in Ladelund angekommen, besonders auf die kirchliche Jugendarbeit setzte. Jugendliche waren es denn auch, mit denen er dagegen protestierte, dass ausgerechnet jenem General Christiansen nach Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft auf Föhr die Ehrenbürgerschaft verliehen wurde und die Hauptstraße der Insel seinen Namen trug. Darüber berichtete damals nicht nur die lokale Presse.



Ist er nicht selbst auf eine Napola-Schule gegangen, in Plön? "Napola", Nationalpolitische Lehranstalt, so nannte man damals Eliteinternate. Richter ist gern auf diese Schule gekommen. Nun schüttelt er den Kopf: So, wie man sich das heute vorstellt, so war seine Schule nicht. Er will jetzt nicht missverstanden werden! Auf keinen Fall! Man müsse eben nur bedenken, was für eine Zeit das damals war. "Mein Vater ist 1933 gleich in die SA eingetreten, da war eine richtige Aufbruchsstimmung im Land damals", sagt er mit fester Stimme. Und er, Harald Richter, ein Schüler von zehn Jahren, er wurde 1937 auserwählt aus 2000 Schülern - wurde aufs Eliteinternat nach Plön geschickt. Es gefiel ihm dort. "Wir waren 250 Schüler, und für uns waren über 40 Lehrer und

Erzieher zuständig, wo hat man das denn heute", sagt er. Alles hätte es gegeben - Segeln, Reiten, Fechten, später Segelfliegen. Harald Richter wollte Fallschirmjäger werden. "Das war keine reine Dressuranstalt, wir sollten im Gegenteil zu eigenständigen Persönlichkeiten erzogen werden, im Sinne des Nationalsozialismus selbstverständlich. Aber man wollte aus uns keine Tötungsmaschinen machen, wir sollten als überzeugte Nationalsozialisten Ärzte, Anwälte oder auch Pastoren werden - wie Salz sollten wir sein, nach der Bewährung im Krieg, natürlich."

Harald Richter, die treibende Kraft der Gedenk- und Begegnungsstätte, vor einer Zeichnung des Lagers. Das KZ-Außenkommando bestand im November und Dezember 1944



Die Rechnung ging nicht auf, wie sollte sie. Als Sohn eines Pastors war Richter einer der wenigen, die sich confirmieren ließen; er schrieb seinem Vater lange Briefe, fragte, wie er gegen die argumentieren könne, die Gott verleugnen, schlecht reden oder auf die heidnischen Gottheiten der Nazis setzen. Und dann rückte der Krieg näher, die Jungs wurden militärisch ausgebildet, ins besetzte Polen geschickt, dort stolz herumgeführt, in Łódź vom Reichshalter empfangen: "Ich fuhr durch das Ghetto, es gab da eine kleine Brücke, die sich zwischen den beiden Teilen des Ghettos über eine Straße spannte, ich fuhr mit der Straßenbahn unter durch und ich musste mir die Nase zuhalten, so sehr stank es aus dem Ghetto", sagt er. Zeitweise waren dort über 160#000 Menschen auf vier Quadratkilometern eingepfercht. Harald Richter erzählt, wie er immer stärker ins Zweifeln kam, erst recht als er in Polen sah, wie die Kirchen entweiht und als

Lager von Baustoffen genutzt wurden; wie ihm ein Mitschüler von Erschießungen berichtete, bei denen er war; und wie dieser Schüler einen Polen verprügelte, nur weil er seine Mütze nicht absetzte, als er an ihnen vorbeiging. "Die Wende ist nicht augenblicklich gekommen", sagt Richter. "In der Konfrontation mit der mir gegebenen Wirklichkeit musste ich erkennen, dass sich -Nationalsozialismus und Christentum nicht vereinigen lassen." Er schweigt. Irgendwo im Haus wirft die Haushaltshilfe einen Staubsauger an. Dessen leises Surren legt sich über die Stille.

Das Modell zeigt die ehemaligen Baracken des Reichsarbeitsdienstes.



Gegen Kriegsende schlug sich Richter hinter den kämpfenden Linien von der Oder aus Richtung Westen durch. Allein. Dem Fährmann, der ihn im Mai 1945 über den Schaalsee von Mecklenburg ins Holsteinische brachte, reichte er als Bezahlung seine Pistole: "Dass ich das alles überlebt hab, dass mir nichts passiert ist - da habe ich mir gesagt: Zu irgendetwas muss mich der liebe Gott ja noch gebrauchen wollen. Unsere Einstellung war doch: Entweder wir siegen oder wir gehen unter - und plötzlich lebst du noch, das kann doch gar nicht angehen", sagt er. Seine Stimme hat jetzt etwas sehr Jungenhaftes an sich und zittert. Und dann stand er in zerlumpter Uniform vor der jüdischen Offizierin, die zu beurteilen hatte, ob er als ehemaliger Napola-Schüler in Kiel Theologie studieren durfte, wonach es ihn drängte. "Also", sagt er, setzt sich nach vorne auf die Kante und will sich aus seinem Lehnstuhl erheben, "jetzt habe ich Ihnen viel zu viel erzählt." Aber dann sagt er noch, dass er gerade an der Biografie seines Vaters schreibe, um eines Tages seine eigene verfassen zu können. Und dass er parallel die Lebenswege seiner Ladelunder Vorgänger erforscht, sich durch deren Kirchenchroniken liest, die seit 1490 geführt werden: "Wer weiß, wie viel Zeit ich noch habe", sagt er, ist nun doch aufgestanden und öffnet die Tür zum Flur. "Die Kirche hat doch ihre Rolle im Nationalsozialismus noch überhaupt nicht aufgearbeitet. Und nach dem Krieg hat sie es verpasst, eine Kirche von unten zu werden; eine, die von den Gemeinden vor Ort lebt. Schade." Wie er sich das vorstellt, "eine Kirche von unten", klärt sich bald darauf von selbst auf. Draußen hat der Wind noch zugenommen, es wird regnen. Harald Richters Frau betritt das Arbeits-zimmer. "Weißt du noch, wie das war, wenn die Holländer vor der Tür standen?", fragt sie ihren Mann. "Da musste man alles stehen und liegen lassen", antwortet er. "Quartier besorgen, mit zu den Gräbern gehen. Und genau dafür waren wir ja auch da."